

Neue Verhölle

№ 33

Beilage zur Westfälischen Zeitung.

1915.

Renate.

Novelle von Emma Stropp.

Es rasselten die Nähmaschinen, es klapperten die Scheren in der hellen Arbeitsstube des großen Wohlfahrtsvereins, in dem etwa vierzig durch den Krieg brotlos gewordene Frauen emsig schafften. Dantbar waren sie für den Verdienst, für das

Schweiß ihres Sohnes in seiner letzten Stunde zu trinken. Von den arbeitenden Frauen und Mädchen dachten aber nur wenige an die ernste Bestimmung der weißen Gewebe, die unablässig, fast mechanisch, durch ihre Hände glitten, sich formten und einten, um, zu Dugenden zu-



Gefangene Russen mit Maschinengewehren, die auf dem östlichen Kriegsschauplatz von unseren Truppen erbeutet wurden.

warme Mahl, das ihnen neben dem klingenden Lohn täglich hier gereicht wurde. Lazarettwäsche nähten sie, Hüllen, die dazu bestimmt waren, den Leib Verwundeter zu kleiden; Schmerzen und Todesnot, Verzweiflung über zerstörte Gesundheit und Arbeitskraft würden die weißen Stoffe umschließen, die hier unter fleißigen Händen zu praktischer Wäsche wurden. Vielleicht nähte die blonde Frau dort ahnungslos das Totenhemd ihres Gatten, vielleicht war das blütenweiße Kopfstissen, das jene ältere Frau eben sorgsam faltete, dazu bestimmt, den Angst-

sammengebunden, sich zu hohen Stapeln zu türmen. Die Gewohnheit des Arbeitslebens hatte diese Frauen abgestumpft. Ob sie in Friedenszeiten Schürzen und Blusen nähten oder in Kriegszeiten Lazarettwäsche — was tat es ihnen — der Verdienst war die Hauptsache — der Wochenlohn, der ihren Kindern daheim Brot schaffte, der es möglich machte, pünktlich die Wohnungsmiete zu zahlen.

Gleichgültig ließen sie die Stoffe durch ihre Hände gleiten, rastlos traten die Füße die Maschinen. Nur das

junge Mädchen am Zuschneidetisch an der Schmalseite des Arbeitsraumes legte sich zuweilen die Frage vor: „Wem gilt deine Arbeit? Wird dies weiße Leinen seinen Wunden Leib decken? Wird dieses Hemd von seinem Blut getränkt werden?“

Seit Wochen war Renate ohne Nachricht von ihm, dem sie sich vor kurzen Monaten, als noch der Friede lachte, verlobt hatte; seit Wochen arbeitete sie hier rastlos — nur um nicht denken zu müssen, um Sehnsucht und Sorge zu betäuben. Sie, die Offizierstochter, schaffte in einer Nähstube — sie, die der Vater stolz „seinen Jungen“ genannt, brachte es über sich, tagaus, tagein in dumpfer Luft zuzubringen und mit der — Schere dem Vaterland zu dienen. Weshalb konnte sie nicht ausziehen ins Feld, wie der Vater, dem sie so ähnlich war, mit den energischen, edlen Zügen, der kühnen Nase, den kräftigen, hochgewölbten Brauen. Sie, die mit den Brüdern um die Wette getollt, der kein Graben zu breit, kein Zaun zu hoch war, wenn sie mit dem Vater über das weite freie Land geritten.

Was gäbe Renate darum, jetzt draußen zu sein in Frankreich und gleichfalls ihr Leben einzusetzen für Deutschlands Ehre und Sieg. Was waren ihr, dem Soldatenkinde, Anstrengungen und Entbehrungen; konnte sie nicht ebenfogut schießen und reiten wie die Brüder, besser sogar, der Vater hatte es oft anerkannt. Weshalb durfte sie nicht die Unruhe, die Sorge, die in ihr lebten, vergessen in Reiterstieg — und Reiterstod, wenn es sein mußte?

Stattdessen schnitt sie von Morgen bis Mittag unendliche Stoffbahnen, buchte und rechnete, prüfte die fertigen Arbeiten — hörte geduldig die Klagen und Beschwerden der Näherinnen. Wenn sie heimkam, waren es die Geschwister, die sie ganz in Anspruch nahmen, waren es der große Haushalt, der versorgt, die Diensthofen, die beaufsichtigt und angeleitet sein mußten. Ihre Mutter hatte dafür keine Zeit, sie war als Vorstandschaft eines großen Vereins schon seit Kriegsausbruch den ganzen Tag außer dem Hause tätig. Organisatorisch hochbegabt, voll männlicher Energie und reich an praktischer Erfahrung im Vereinsleben, war die Generalin von Dürheim unentbehrlich in der wichtigen Abteilung des großen, ganz Deutschland umspannenden Wohlfahrtsvereins, die sie leitete.

Renate wußte es, sie kannte auch die Eigenart der Mutter, deren großzügiger Geist und überquellende Arbeitskraft in den engen Pflichten der Hausfrau und Mutter keine Befriedigung fanden. Ihr Element war es, „zu organisieren, zu dirigieren und zu kommandieren“, wie der Gatte es halb scherzhaft zu nennen pflegte. Der Haushalt genügte hierfür nicht, so mußte die Vereinstätigkeit an dessen Stelle treten, da an der Frau Generalin, wie der Gatte spottete, „doch nun einmal ein Warenhauschef verdorben sei.“

Die Familie hatte zurücktreten müssen — und mußte es noch mehr in der Kriegszeit, in der dem Verein neue, große Aufgaben gestellt waren. Der Vater war im Feld auf verantwortlichem Posten, die Brüder, Renates gute Kameraden, waren gleichfalls ausgezogen nach Ost und West — nur die beiden jüngsten Geschwister — die Nachkömmlinge — waren im Hause. Ihnen mußte Renate jetzt alles sein — sie durften in dieser ersten Zeit, die auch auf das Gemüt der Kinder nicht ohne Einfluß bleibt, nicht der Erzieherin und den Diensthofen allein überlassen werden.

Der General von Dürheim kannte die Verhältnisse in seinem Hause, er hatte es längst aufgegeben, gegen die Vereinstätigkeit seiner Gattin anders als in gutmütigem Spott aufzutreten. „Es ist nicht jede Frau für die stille Tätigkeit im eigenen Heim geschaffen, Renate“, hatte er in der Abschiedsstunde zu seiner ältesten Tochter gesagt. „Deine Mutter braucht einen größeren Wirkungsfeld, um die Befriedigung ihres Arbeitsdranges zu finden, wir dürfen sie darin nicht beschränken. Nimm du dich jetzt der Kleinen an, Sorge für Kurt und Karla. Ich weiß, es wird dir schwer, bist ja selbst ein halber

Junge und möchtest gewiß am liebsten jetzt mit in den Sattel steigen. Aber du bist auch ein Soldatenkind und weißt, daß Pflicht unser erstes Gebot ist. Wir dürfen nicht fragen, ob der Posten uns gefällt, auf den wir gestellt werden, wir haben zu gehorchen und still zu sein, auch wenn wir glauben, daß uns Unrecht geschieht. Du hast jetzt die Wacht zu halten über Haus und Hof, Geschwister und Gesinde, das ist auch eine Kriegspflicht, erfülle sie gut. Überwinde dich selbst.“

Und Renate hatte sich überwunden. In gleichmäßiger Freundlichkeit erfüllte sie die Aufgaben, die ihr klein und gering erschienen im Vergleich zu dem Heldentum, dem Vater und Brüder entgegenzogen. Sie hatte auch dem Wunsch ihrer Mutter nachgegeben und die Leitung einer Nähstube übernommen, deren bisherige Vorsteherin, schnell entnützt von der täglich zu leistenden anstrengenden Arbeit, zurückgetreten war.

Renate war rastlos in der Erfüllung ihrer Pflichten, sie mußte es sein, denn Arbeit bedeutete für sie Betäubung, Vergessen.

Aber konnte sie denn vergessen? War es nicht unmöglich, den zwingenden Druck von ihrem Herzen zu wälzen, die Sorge um Peter von Rheden, dem sie Liebe und Treue gelobt, und der nun auf Seiten des Feindes gegen Deutschland kämpfte?

Im Juli war es, da hatten sie sich zum zweiten Male in Ostpreußen auf dem Gute ihres Onkels getroffen. Anfang Juli — als in Deutschland noch niemand ernstlich an Krieg gedacht, trotzdem der Knall der Pistolen in Serajewo die politische Welt bereits in Unruhe versetzte.

Aber die Vorboten des nahen Sturmes drangen nicht bis in das stille ostpreussische Herrenhaus, wo frohe Gastlichkeit Verwandte und Freunde vereinte. Auch Peter von Rheden war der Einladung des Grafen Leo von Dürheim gefolgt, um mit dessen ältestem Sohn, mit dem er eng befreundet war, die Urlaubszeit zu verleben.

Dem jungen baltischen Majorats Herrn war es nicht ganz leicht gewesen, im Hochsommer die eigenen großen Güter ohne das scharfe Auge des Besitzers zu lassen, aber durch eine neckende Anspielung in dem Einladungs schreiben seines Freundes hatte er erfahren, daß Renate von Dürheim zu gleicher Zeit auf Dürfallen erwartet wurde. Da hielt es ihn nicht auf seiner Scholle.

Bereits im Vorjahre war Peter von Rheden mit Renate auf dem Herrensitz ihres Onkels zusammengetroffen, und zarte Fäden hatten sich gesponnen, die fester zu knüpfen die schnelle Abreise Renates verbot, die von ihrer Mutter an das Krankenbett des jüngsten Bruders gerufen wurde. Als Peter von Rheden im folgenden Winter in Berlin im Hause des Generals einen Besuch machte, erfuhr er zu seiner Enttäuschung, daß Renate als Begleiterin einer älteren, fränkischen Verwandten an der Riviera weilte und erst im Frühjahr von dort zurückkehren würde.

So war ein Wiedersehen auf längere Zeit unmöglich, da mannigfache Pflichten dem jungen Guts Herrn nur eine kurze Abwesenheit von seinen Besitzungen gestatteten.

Vergessen aber hatte Peter von Rheden das schlante Mädchen nicht, dessen erste Schönheit und gleichmäßige Freundlichkeit tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Nur zu gern benutzte er die willkommene Gelegenheit, sich Renate von Dürheim wieder zu nähern, hoffte er doch im stillen, daß auch sie eine Wiederbegegnung freudig begrüßen würde.

Als Peter von Rheden auf dem Selbstfahrer, mit dem sein Freund ihn von der Bahnstation abgeholt hatte, vor der Rampe des Schlosses vorfuhr, stand Renate im Kreise ihrer Verwandten, die ihn mit lustigen Worten und tausend Fragen bewillkommneten. Mit einer dem formgewandten Manne ganz ungewohnten Befangenheit begrüßte er das junge Mädchen, das ihm mit freundlicher Lebenswürdigkeit die Hand reichte, in dessen Augen aber, Renate selbst unbewußt, ein stilles Leuchten aufglänzte, das das Herz Peter von Rhedens höher schlagen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Berlin am 3. Sept. 1870 die Sieges- kunde von Sedan aufnahm.

Den Bericht eines Augenzeugen nacherzählt von
Anna Schwabacher.

KAISER NAPOLEON GEFANGEN!

DIE FRANZÖSISCHE ARMEE HAT KAPITULIERT!

Der Königin Augusta in Berlin.

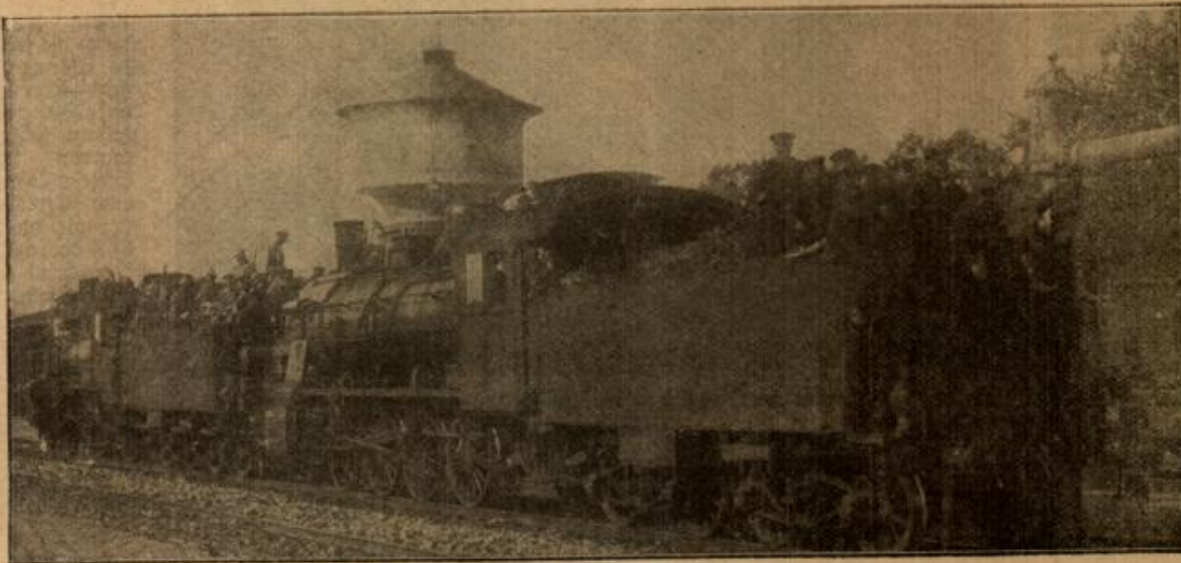
Vor Sedan, den 2. September, 1½ Uhr nachm.

Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen ist, ist soeben mit dem General Wimpfen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst mir übergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentchaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Wilhelm.

So lautete das Telegramm, welches die damalige Königin von Preußen, Augusta, am 3. September frühmorgens fünf Uhr im königlichen Palast, Unter den Linden, zu Berlin empfing. Der Polizeipräsident von Berlin wurde sofort beordert, die Depesche abdrucken und an alle öffentlichen Säulen anslagen zu lassen. Das war ein schöner Morgenruf für die Berliner. Da das Telegramm seinen Weg zur Eiffeltürme mit Blitzesschnelle fand, so wurden zunächst erst einige wenige Frühaufsteher der herrlichen

Die Königin hörte mit Tränen in den Augen zu.

Für diesen Tag wach und wartete die deutsche Jugend nicht mehr von den Linden. Was gab es da aber auch nicht alles zu sehen und zu hören? Vom Rathause her flatterten mächtige Fahnen und erklangen dröhnend über die jauchzende Stadt hin alt-ehrwürdige Dankchoräle! Ununterbrochen zogen Verehrte, Verbindungen, Schulen, mit Fahnen und Blumen grühend, am Schloß vorbei. Bis in die fernsten Stätten der Arbeit war der Siegestruf gedrungen. Da kamen die Männer mit dem Lederschuß und den Spuren ihrer schweren Tätigkeit an den schwieligen Händen, aus den Fabriken von Vorfing, Schwarzkopff usw. Ihnen folgten Züge von Landwehrfrauen, darunter die Arbeiterinnen an der damals in Berlin errichteten ersten Erbsenfabrik. Frauen trugen ihre kleinen Kinder auf dem Arm, auch diese sollten diesen großen Augenblick miterleben, wenn auch unbewußt. Plötzlich geht eine Bewegung durch die Masse — ein Gemurmel, dann gibts einen allgemeinen Stillstand: „Papa Brangel kommt. Vom Brandenburger Tor her. Auf's Schloß zu. Zur Königin.“ Man bildet rasch eine Gasse. Alles steht ehrerbietig grühend da, nur die Jugend nicht. Hatte sie doch hier wieder einen ihrer Lieblinge ergattert. Das mußte ausgetobt werden. Stürmisch umzingten sie ihn und drückten ihm die Hände. Die Allerkleinsten krochen von hinten zwischen seinen Beinen hindurch, um ihn von vorn sehen zu können. „Laßt, Kinder, laßt“ rief der so Bedrängte, „ich habe ja gar nichts dabei getan.“ „Doch, Excellenz“, rief ein Junge, „Sie sind der Nationalheld, welches angefangen hat. Denken Sie man bloß an Schleswig-Holstein. Vater Brangel soll leben, Hoch.“



Aufklärungsposten auf einer Fahrt in Feindesland.

Botschaft theilhaftig. Aber um die neunte Stunde herum hallte die Nachricht durch die ganze Stadt, und: Napoleon gefangen! Mit ihm 80,000 Franzosen! So dröhnte der Jubel durch die Straßen.

„Wir haben ihn, wir haben ihn“, so schrie die Schuljugend, die natürlich heute einen freien Tag hatte. Ebenso wie die Schulen waren auch die meisten Läden geschlossen worden. Denn alles stürmte und drängte nach den Linden zu; man mußte doch der Landesmutter seinen tiefempfundenen Glückwunsch darbringen. Bis in die Vororte Berlins — damals gab es deren noch nicht so viel wie heute — die hauptsächlichsten waren Schöneberg, Charlottenburg und Tegel, ja selbst bis Potsdam hatte sich die frohe Botschaft verbreitet, und man plünderte rasch die Gärten vor seinem Häuschen. Mit den letzten Rosen und viel Grünlaub versahen sich die hinter dem Potsdamer- und dem Rosentaler Wohnenden, um Blumen Spenden bei der Hand zu haben.

So ging es nach dem schlichten Palast Unter den Linden, wo die Königin Augusta, von ihrer Umgebung bereits auf die ihr bevorstehende Guldigung vorbereitet, wieder und wieder auf dem Balkon erschien, in tiefer Bewegung ihre Untertanen begrüßend. Auf Dächern, Balkonen, ja selbst auf den Bäumen saßen die Leute.

Da plötzlich — ein Aufsehn — wie eine rasche Verabredung geht es durch die Menge, pflanzt sich fort, ein Bild zur Landesmutter hinüber, die eben wieder auf dem Altar erschien, und, mit rasch herbeigeschafften Fahnen in der Hand, stimmt alles „Die Wacht am Rhein“ an. Aber das soll kein bloßer Gesang gewesen sein, ein Aufschrei zu Gott aus langgequälter Volksseele war es, ein Dankegebet und ein drausender Schwur, dem Vaterlande in heiliger großer Stunde dargebracht. Dann sang man Andts: Was ist des Deutschen Vaterland?

Das war das Straßenbild vom 3. September 1870. Kein vaterländisches Denkmal, das nicht seinen Blumen- und Fahnen-schmuck erhielt. Niemand arbeitete, selbst die Gerichts Sitzung fiel aus, auf Antrag der Geschworenen. An der Börse sang alles, bei Empfang der Kunde, die Wacht am Rhein. Ein Geschäft hat auch hier keiner mehr an diesem Tage gemacht, mit Ausnahme des Wirtes, der zum erstenmal wieder Hunderte von Flaschen Champagner verkaufte, deren Inhalt stehend, unter brausenden Hochrufen, geleert wurde. Daß es französischer war, genierte nicht nach dem alten Spruch:

Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.

Je mehr der Abend herandrückte, um so mehr wuchs die Begeisterung. Die Stadt Berlin beschloß die Veranstaltung einer freiwilligen Illumination. Feierlichen Glanz gossen Tausende von Kerzen aus den Fenstern der Bürger auf die Straßen. Die Dächer, die Häuserfronten, die Schaufenster zierten Sterne, Adler und die verschlungenen Anfangsbuchstaben der Völker und Völker dieses Krieges. Daß auch hierbei der Humor nicht zu kurz kam, beweist folgende Anekdote, die mein Heim noch bis in sein Alter mit besonderem Vergnügen erzählte. Ein kleiner Schlächter in der Auguststraße besaß mehr Enthusiasmus als Kleingeld. Er stellte eine Gipsbüste König Wilhelms in sein winziges Schaufenster. Darunter prangte an einem Nagel eine riesige Raabsleber. Von Vorübergehenden wegen dieser sinnlosen Guldigung angeekelt, meinte er: „Wat? Det soll sinnlos sin? Det heißt, falls Sie nicht dajesen haben:

KÖNIG WILHELM! LANGE LEB' ER.“

Ueber Vergiftungen durch Explosionsgase. Vielfach hören wir in dem jetzigen Weltkrieg, daß bei Explosionen von Geschossen schwere Schädigungen nicht nur durch die Sprengstücke, sondern durch die Gasvergiftungen hervorgerufen werden, besonders furchtbar ist die betäubende Wirkung der Gase, die sich bei der Explosion der 42 cm-Granaten bilden. Mit den Vergiftungen durch Explosionsgase beschäftigt sich nun im „Prometheus“ Dr. Heusner-Gießen.

Bei der Explosion von Sprengmischungen, deren wesentlichster Bestandteil der Kohlenstoff ist, bildet sich Kohlenoxyd und Kohlenäure. Beide Gase sind, wie wir aus dem täglichen Leben wissen, schwere Gifte. Eine Giftwirkung tritt jedoch erst bei größeren Mengen ein. Das Kohlenoxyd ist ein sehr gefährliches Gift und verbindet sich sehr schnell mit dem Blutfarbstoff. So beobachtete man bei Mahschüssen im Freien, daß das ergossene Blut und die nächste Umgebung der Wunde eine hellrote Färbung zeigten, her-rührend von den in die Wunde gelangten Pulvergasen. Die Verfärbung nimmt zu mit dem Gehalt der Gase an Kohlenoxyd und ist am stärksten beim rauchlosen Pulver, dessen Gehalt zwischen 3 und 10 v. H. schwankt. Entwickeln sich diese Gase

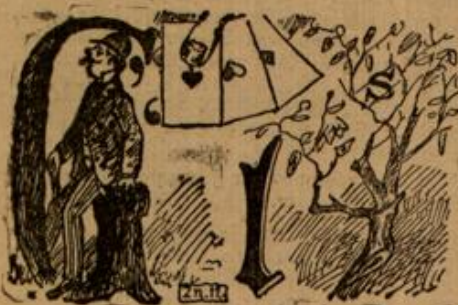
nun in großer Masse aus einem explodierenden Geschöß, so befindet sich im Augenblick in dessen Umgebung, selbst bei bewegter Luft, unter Umständen für mehrere Minuten, eine mit Kohlenoxyd gesättigte Atmosphäre, so daß wenige Atemzüge zu schweren Vergiftungserscheinungen, ja zum Tode führen können, besonders auch deshalb, weil infolge der Erschütterung oder auch etwaiger Verletzungen die Leute betäubt zu Boden stürzen und so in die sich hier infolge der Schwere der Gase ansammelnde dichtere Gasschicht geraten. Bedenken wir, daß 1 Gramm Schießbaumwolle = 860 ccm Explosionsgase liefert, welche sich durch die freiwerdende Wärme im Augenblick der Explosion auf 7800 ccm ausdehnen, während ein Gramm schwarzes Schießpulver nur 260 ccm Explosionsgase erzeugt, die sich auf 2100 ccm ausdehnen, so erscheint es jedenfalls verständlich, daß die Gefahren einer Vergiftung durch die Explosionsgase, vor allem Kohlenoxyd und Kohlenäure, heute in weit höherem Maße vorhanden sind als in früheren Zeiten, zumal Geschütz und Geschöß jetzt eine viel größere Massenwirkung entfalten.



Gutes Einvernehmen zwischen unsern Soldaten mit der polnischen Bevölkerung.

Unsere Rätselecke

Bilderrätsel.



Mit a kämpft's tapfer an unserer Seit',
Getreu der Ahnen Heldentum.
Sie schlagen die Russen im blutigen Streit,
Die Schneegefilde der Karpathen
Sahn ihre Taten,
Und jede Schlacht mehrt ihren Ruhm.

Schieberätsel.

Einsiedler
Strohkorb
Scharnhorst
Korallen
Arminius
Leinwand
Orlando

Die Wörter sind ohne Änderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, so untereinanderzusetzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen ein feindliches Land und dessen leitenden Staatsmann bezeichnen.

Kriegsrätsel.

Mit e nur entschlossen wir uns zum Krieg,
Doch gilt's das teure Vaterland.
Nun heißt's: bis uns nicht ward der Sieg,

Bis alle Feinde nicht bezwungen
Und niedergeworfen, —

Dreißilbige Scharade.

Kommt nicht das Schwert aus unsrer Hand. Die beiden ersten eines Schmiedlers spenden Scherzrätsel: Geld, — du —, Geduld.

Verantwortlicher Redakteur: H. Pankow. Verlag und Druck des Christlichen Zeitschriftenvereins, Berlin SW. 68, Alte Jakobstr. 129.

Dir Liebe heuchelnd zärtlich manche dritte;
Doch kann das Blatt sich in dem Ganzen
wenden,
Oft steckt ein Wurm in schönster Blüten Mitte.
Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in voriger Nummer.

Schachaufgabe:

1. Sd7—e5, Kd4 nimmt e4. 2. Le2—f3 Schach, Ke4—d4. 3. Lc1—e3 matt.
1. . . . , Kd4—c5. 2. Le2—d3, beliebig.
3. Lc1—a3 oder e3 matt.

Anagramm: Rubier — Rubine.

Homogramm:

P P U
P i a n o
P a r i s
U n i o n
o s n